

Wort zum Monat Januar 2008

„Jetzt ist das Heil uns näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden“ (Röm 13,11c).

Während viele von uns klagen, wie schnell doch die Zeit vergehe – und das auch noch von Jahr zu Jahr schneller – bedeutet für Paulus das Fortschreiten der Zeit offensichtlich hauptsächlich Eins: dass Gottes Heil näher kommt.

So kann man es sehen: mit jedem Neujahrstag ein Jahr näher am Ende der Welt, mit jedem Geburtstag ein Jahr näher am Himmel. Und in der Tat: Kaum jemand würde sich darüber beklagen, dass die Zeit in der Fahrschule so schnell vergeht und der Tag näher kommt, ab dem man selbständig Auto fahren darf. Wieso also jammern, dass die Zeit hier in der unvollendeten Welt so schnell vergeht, wo sie doch unsere Schule für das ewige Leben in Gottes vollendeter Welt sein soll?

Freilich: Ich könnte mich vielleicht ärgern, die zurückliegende Zeit nicht gut genutzt zu haben. Aber Paulus lenkt den Blick in seinem Römerbrief in eine ganz andere Richtung: Auch wer bisher nur geschlafen hat, soll einfach jetzt anfangen mit wachem Sinn zu leben (Röm 13,11-14). Mit dem Ende unserer wie auch dem Ende aller Tage kommt nichts Nebulös-Grauenhaftes auf uns zu, sondern der, der uns nur Gutes will!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Jahr 2008.

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zur Fastenzeit 2008

Was so ein richtig klassisches Gedicht ist, das muss sich hinten reimen, d. h., mindestens je zwei Zeilen müssen ab der letzten Betonung gleich klingen, wobei (zumindest im Deutschen) der Anlaut dieser letzten betonten Silbe unterschiedlich sein muss.

Gut, es gibt Gedichte, die kommen ohne Endreim aus; aber grundsätzlich kann man von jedem lyrischen Text sagen, dass er irgendwelchen – meist klanglichen – äußeren Formregeln gehorcht.

Da kann man sich natürlich fragen: Warum tut sich der Dichter (oder die Dichterin) das an? Es wäre doch auch möglich, einen Text zu schreiben, ohne sich solchen äußeren Einschränkungen zu unterwerfen.

Ganz richtig: Es wäre möglich. Aber das Ergebnis wäre dann eben kein Gedicht, sondern ein Prosatext. Erst die äußeren Einschränkungen lassen etwas zum Vorschein kommen, was in der Sprache und im Dichter (oder der Dichterin) verborgen war.

So ähnlich stelle ich mir das auch mit dem vor, wozu uns die Fastenzeit einlädt: Indem wir uns äußeren Einschränkungen unterwerfen, lassen wir etwas Verborgenes zum Vorschein kommen. Nebenbei gesagt: Der Sinn, warum sich manche Menschen auf eine Ordensregel verpflichten oder

andere Menschen definitiv versprechen, mit einem bestimmten Mann oder einer bestimmten Frau zusammenzuleben und mit keinem/keiner anderen, ist ein ganz ähnlicher.

Nun haben Sie es sicher auch schon mal erlebt: Es gibt Leute, die schreiben Gedichte (zu Betriebsjubiläen oder zu runden Geburtstagen) – und ließen es besser bleiben. Da blüht nichts Verborgenes auf; dafür lässt uns jede Zeile aufs Neue erahnen, wie fürchterlich doch das Diktat des Reimzwangs beim Verfassen gewesen sein muss. – Nicht jede(r) ist halt zum Endreimen geboren!

Und das gilt auch für die Formregeln, denen wir unser Leben unterwerfen: Nicht alles ist für alle hilfreich. Manchen Menschen verhilft herkömmliches Fasten zu einem bewussteren Leben und zu einer neuen, besseren, „echteren“ Lebensqualität. Aber eben nicht allen.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie die für Ihr Leben passenden äußeren Regeln finden, die Sie nach und nach immer mehr zum Erblühen bringen, – jetzt in der Fastenzeit wie auch für Ihr weiteres Leben!

Gottes Segen wünscht Ihnen dazu

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

[Das nächste „Wort zum Monat“ erscheint erst wieder zu Ostern.]

Wort zu Ostern 2008

Meine Tante Frauke feiert Ostern im Herbst. Wenn das Grün aus der Natur schwindet, die Blätter von den Bäumen fallen und die Nacht die Oberhand über den Tag gewinnt, feiert sie die Auferstehung Christi.

Sie tut das am selben Tag wie wir; doch sie lebt halt in Australien, wo eben gerade der Herbst begonnen hat.

Weihnachten feiert sie entsprechend im Sommer. Während bei uns in Deutschland die Weihnachtsbotschaft ausgerufen wird, wenn das Jahr am dunkelsten ist, und wir beobachten können, wie langsam das Licht mehr und mehr zunimmt, ist es bei ihr umgekehrt.

Wir haben den Vorteil (und das hat natürlich geschichtliche Gründe), dass bei uns in der nördlichen Hemisphäre die Jahreszeiten auf den ersten Blick die Aussage unserer religiösen Feste unterstützen. Doch darüber sollten wir einen wesentlichen Unterschied nicht übersehen: Die Jahreszeiten bewegen sich im Kreis, Gottes Heilsgeschichte mit uns Menschen nicht.

Es war ein wesentlicher Einschnitt in der Religionsgeschichte, als bei den Israeliten im Pesachfest ein bäuerliches Fest zum Beginn der Gerstenernte (bzw. ein Nomadenfest zum Wechsel der Weide) vom Gedenken an eine geschichtliche Heilstat überlagert wurde, nämlich an die Befreiung des Volkes aus der ägyptischen Sklaverei. Hier zeigt sich die Ablösung eines zyklischen Geschichtsverständnisses durch ein zielgerichtetes.

Die Feier der Auferstehung Jesu im Christentum – durch die geschichtlichen Ereignisse mit dem Pesachfest verbunden – fügt der Befreiung aus der Sklaverei noch eine wichtige Botschaft hinzu:

die Befreiung aus dem Tod zum Leben.

Wir feiern an Ostern eben nicht, dass Licht und Dunkelheit sich immer wieder abwechseln, und auch nicht die kosmische Balance von Werden und Vergehen. Wir feiern, dass Gott uns durch die Geschichte dieser Zeit einem endgültigen Ziel entgegenführen will: einem Leben, das den Tod nicht mehr kennt, und einer Welt, in der Gott selbst alle Tränen trocknen wird.

Darum grüße ich sie auch am Osterfest 2008 mit dem alten christlichen Gruß, der den Grund unserer Osterhoffnung benennt:

Christus ist auferstanden, halleluja!
Er ist wahrhaft auferstanden, halleluja, halleluja!

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

[Das nächste „Wort zum Monat“ erscheint im Mai 2008.]

Wort zum Monat Mai 2008

Zum Sonntagsevangelium vom 25. Mai 2008, Mt 6, 25-34 kommt mir das Märchen „Die Sterntaler“ in den Sinn.

Nachzulesen bei Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (Nr.153)

Mädchen ohne Mutter
Ohne Sinn und Sorge
Nackt in der Nacht.

Glaubend an Gott
Leibchen aus Linnen
Gold als Geschenk.

Sonja Kurschildgen

Wort zum Monat Juni 2008

„Man muss im Leben darauf achten, wenn für einen das Stichwort fällt.“

Søren Kierkegaard (1813–1855)

Wort zum Monat August 2008

Liebe Leserin, lieber Leser,

möchten Sie ständig Schulden haben?

Nun, ich weiß: Es gibt nicht wenige Haushalte in Deutschland, die damit leben müssen, ständig verschuldet zu sein. Und manche mögen sogar gelernt haben mit diesem Gefühl gut zu leben.

Mir selbst jedenfalls ist der Gedanke unsympathisch. Schulden – so denke ich – sind dazu da, zurückgezahlt zu werden. Und selbst, wenn ich einen größeren Kredit aufgenommen habe, etwa um ein Haus zu finanzieren, ist es doch eine Befreiung, die Summe „abbezahlt“ zu haben.

„Die Liebe schuldet ihr einander immer“, schreibt Paulus in seinem Brief an die Römer (13,8). – Was soll das? Obwohl er an derselben Stelle betont, wie wichtig es sei, Verbindlichkeiten zu begleichen (Röm 13,7 f.), behauptet er: Mit der Liebe geht das nicht.

„Jemandem Respekt schulden“ – diese Wendung ist im Deutschen geläufig. „Jemandem Liebe schulden“ klingt dagegen komisch, besonders mit dem Zusatz „immer“.

Wie ist das dann zu verstehen: „Die Liebe schuldet ihr einander immer?“

Mir fällt Folgendes dazu ein:

1. Jede Person hat einen Anspruch auf Liebe – nicht, weil sie es sich verdient hätte, sondern allein aufgrund ihres Personseins. Diesen Anspruch kann sie auch nicht verwirken.
2. Diesen Anspruch kann ich nicht ein- für allemal abgelten, etwa gemäß dem Motto: „So! Damit habe ich jetzt meinen Eltern (oder meinem Nachbarn oder wem auch immer) gegenüber meine Schuldigkeit getan!“ – Ich kann genug gearbeitet, genug geholfen, genug zugehört haben; aber der Anspruch auf Liebe bleibt.
3. Gerade deshalb bin ich aber auch von einem großen Druck befreit: Ich kann den Anspruch auf Liebe nicht nur nicht abgelten – ich muss ihn auch nicht abgelten. Der Satz des Paulus beschreibt eine notwendige zwischenmenschliche Grundhaltung; aber er rechtfertigt nicht, dass ich mich emotional „auslutschen“ lassen muss.

Vielleicht haben Sie Lust, in den nächsten Tagen einmal mit diesem Gedanken an alle Menschen heranzugehen, die Sie treffen: Auch dir schulde ich Liebe!

Dazu lade ich Sie ganz herzlich ein.

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat September 2008

Es gibt Menschen, die werde ich vermissen, wenn sie einmal tot sind.

Bevor Sie mich nun des Verbreitens besonders platter Binsenwahrheiten zeihen:

Ich meine damit nicht meine nächsten Verwandten, meine Freundinnen und Freunde und nahe Bekannte – bei denen ist es in der Tat selbstverständlich, dass sie mir nach ihrem Tod fehlen

werden.

Nein, ich denke an Menschen, die eigentlich nur sehr am Rande meines Lebens vorkommen: die Mutter einer früheren Mitschülerin, einen Pfarrer im Ruhestand, eine liebe ältere Frau aus der Nachbargemeinde. Sie spielen keine besondere Rolle in meinem Leben, aber doch gehören sie irgendwie dazu.

Und wenn sie tot sind – das weiß ich – werde ich sie vermissen. Auch wenn ich ihnen vorher nicht oft begegnet bin, so hatte ich doch immer das Gefühl, dass eine Begegnung zumindest möglich gewesen wäre.

Ich würde mich gerne irgendwo in dieser Welt häuslich einrichten. Und alle, die zu meinem Leben gehören, sollten nie fortgehen müssen.

Doch dafür ist diese Welt nicht gemacht.

In den vielen Jahrhunderten, in denen Juden sich nicht in Jerusalem niederlassen durften, ließen viele fromme Juden eine Wand ihres Hauses unverputzt, um daran zu erinnern: Ich bin hier nicht in meiner eigentlichen Heimat; ich gehöre nach Jerusalem.

Im übertragenen Sinne kann ich von dieser Haltung lernen. „Unsere Heimat ist im Himmel“, schreibt Paulus im Philipperbrief (3,20). Dort ist unser Zuhause, wo wir von niemandem mehr Abschied nehmen müssen.

Besonders in den orthodoxen und katholischen Kirchen gilt die Feier der heiligen Messe als ein Vorgeschmack dieses himmlischen Zustands, denn die Heiligen im Himmel versammeln sich zusammen mit uns, die wir noch auf dieser Erde leben, um den Altar.

So wird der Altar zum „längsten Tisch der Welt“, den Jesus am Abend vor seinem Tod aufgestellt hat. Dieser Tisch beginnt hier bei uns auf der Erde, geht durch alle Zeiten und reicht bis in den Himmel, wo Jesus „erneut von der Frucht des Weinstocks trinkt im Reich Gottes“ (vgl. Mk 14,25).

Nehmen wir Platz an diesem Tisch und feiern wir den Ausblick auf unsere endgültige Heimat!

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat Oktober 2008

Stellen Sie sich vor, Sie wären Gott. – Was würden Sie tun, um die Menschen von Ihrer Existenz zu überzeugen?

Vielleicht etwas ganz Außergewöhnliches, Spektakuläres?

Die Frage wäre dann: Tun Sie dieses Außergewöhnliche, Spektakuläre nur hin und wieder oder tun Sie es regelmäßig?

Gehen wir mal beide Möglichkeiten durch:

Möglichkeit 1: Sie tun etwas Außergewöhnliches, Spektakuläres, aber nur hin und wieder

Ich glaube, es würde nicht viel bringen. Denn auch jetzt höre ich immer wieder von Menschen, denen z. B. Maria erschienen ist. Ich höre auch vom Sonnenwunder in Fatima. Und von vielen anderen paranormalen Phänomenen. Und bleibe skeptisch – eben weil sich diese Ereignisse kaum überprüfen lassen. Weil sie, wie es in der Naturwissenschaft heißt, nicht „reproduzierbar“ sind.

Möglichkeit 2: Sie tun etwas Außergewöhnliches, Spektakuläres, und zwar regelmäßig

Damit würden Sie uns Menschen – fürchte ich – auch nicht von Ihrer Existenz überzeugen. Denn aus allem, was regelmäßig geschieht, würden wir flugs ein Naturgesetz ableiten. Ich finde es z. B. höchst erstaunlich, wie sich aus einer stecknadelkopfgroßen befruchteten Eizelle ein ganzer menschlicher Organismus entwickelt. Wie dieser Organismus Blut, Knochen, Magensäure usw. produziert und außerdem auch noch zu denken anfängt. Und irgendwann geschlechtsreif wird. – Aber weil dies immer wieder geschieht, gehe ich davon aus, dass dieser Prozess durch Naturgesetze bestimmt wird – auch da, wo wir ihn derzeit noch nicht durchschauen. – Nein, ich fürchte, so würden Sie uns (als Gott) auch nicht von Ihrer Existenz überzeugen können. Tut mir leid.

Ich glaube, das ist genau das Dilemma in dem Gott steckt.

Manche sagen ja, Gott verberge sich absichtlich, um uns auf die Probe zu stellen. Oder um unsere Sehnsucht zu steigern. Oder unsere Selbständigkeit.

Ich will das alles nicht ganz ausschließen; aber ich glaube: Ganz hauptsächlich liegt es an unserer Wahrnehmung. Wir sind nicht sensibel für die Erkenntnis Gottes und seines wunderbaren Handelns. Dies gilt durchaus nicht für alle Menschen, aber für viele Menschen der Jetztzeit in Mitteleuropa, Nordeuropa und Australien (also eigentlich für eine Minderheit).

Was also würden Sie tun, wenn Sie Gott wären? – Vielleicht jedem Menschen einzeln nachgehen und versuchen, ihn zu einem individuell passenden Zeitpunkt tief im Herzen zu berühren?

Das könnte eventuell funktionieren – und ich vermute, dass es genau dieser Weg ist, den Gott tatsächlich mit uns geht.

Lassen Sie uns achtgeben und immer wieder in unser Herz hineinhören – vielleicht ist gerade dieser „individuell passende Zeitpunkt“. Dazu möchte ich Sie ermuntern und herzlich einladen!

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat November 2008

Mose ist entsetzt: Das Volk Israel, das er durch die Wüste führen sollte, war ungeduldig geworden, weil er so lange auf dem Berg Sinai geblieben war. Gott hatte ihm dort die Gesetzestafeln übergeben. Nun hatte sich das Volk ein goldenes Kalb hergestellt, um damit den Gott, der mit ihm zieht, zu veranschaulichen (Ex/2. Mose 32).

Mose beginnt zu toben: Er zerschmettert die Gesetzestafeln und lässt 3000 Mann erschlagen.

Doch als er zu Gott zurückkehrt, um sich neue Gesetzestafeln zu holen, zeigt sich, dass er die gleiche Sehnsucht hat wie das Volk: Auch er will Gott sehen und bittet ihn darum, sich ihm zu zeigen (Ex/2. Mose 33,18).

Wie verständlich! Welche Beruhigung wäre es für uns Menschen, wenn wir Gott – von dem es heißt, er gehe mit uns und leite uns – leibhaftig sehen könnten!

Doch ein Gott, den man sehen kann, ist kein Gott! Kein Mensch kann Gottes Angesicht sehen und am Leben bleiben, so muss sich auch Mose belehren lassen (Ex/2. Mose 33,20). Aber Gott lässt sich etwas einfallen: Er verspricht an Mose vorüberzuziehen, ihn aber gleichzeitig mit seiner Hand zu bedecken, damit er vor Gottes Anblick geschützt sei. Erst wenn er vorbeigegangen sei, so Gott weiter, werde er seine Hand zurückziehen, damit Mose zumindest seinen – Gottes – Rücken sehen könne (Ex/2. Mose 33,23).

Diese Geschichte, in der Gott sehr „anthropomorph“ (mit menschlicher Gestalt) gezeichnet wird – mit Gesicht, Hand und Rücken –, hat im Judentum folgende Deutung erfahren: Auch wenn Gott im Augenblick nicht präsent zu sein scheint, so lässt er sich doch in der Rückschau – wenn er bereits „vorbeigegangen“ ist – erkennen. Im Lebensrückblick kann deutlich werden, wo Gott an uns gehandelt hat.

Ich möchte Sie ermutigen, immer mal wieder innezuhalten und auf ihr Leben zurückzuschauen. Vielleicht können Sie Gottes Spuren entdecken!

Das wünscht Ihnen und mir

Ihr

Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG

Wort zum Monat Dezember 2008

Stellen Sie sich vor, im Zirkus wird eine Löwennummer angekündigt. Die Spannung steigt. Und in der Manage erscheint – ein Lamm!

Der Seher Johannes erlebt im letzten Buch der Bibel in einer Vision eine solche Szene (Offb 5): Das „Buch mit den sieben Siegeln“ soll geöffnet werden. Es wird benötigt, um das Ende der Zeiten herbeizuführen: die endgültige Vernichtung des Bösen und das Kommen der himmlischen Stadt. Leider kann niemand anders das Buch öffnen und lesen als der vor langer Zeit angekündigte Löwe aus dem Stamm Juda.

Einer der 24 Ältesten aus Gottes Kabinett kündigt dem Seher das Erscheinen dieses Löwen an. Doch der Löwe entpuppt sich als Lamm – noch dazu als ein besonders merkwürdig aussehendes (Offb 5,6). Aber alles ist in Ordnung: Das Lamm wird mit festlicher Musik und vielen Huldigungen begrüßt. Und tatsächlich: Es kann das versiegelte Buch öffnen.

Das ist genau die Situation, in der wir Christen uns befinden und an die wir in der Advents- und Weihnachtszeit besonders erinnern:

Der starke Retter – ein schwacher Mensch.

Der Allmächtige zeigt sich in hingebungsvoller Ohnmacht.

Der Herr aller Mächte und Gewalten möchte seine Schöpfung nicht anders erlösen als durch bedingungslose Liebe.

Eine gesegnete Zeit wünscht Ihnen

Ihr Bruder Gereon Perse, Prior des ÖGuG